

(Nachdruck verboten.)

8]

Joseph Coney.

Roman von John Law. Aus dem Englischen von J. Cassierer

„Ich will davon nicht mehr trinken“, sagte er, indem er sich die Flasche, aus der er eben getrunken hatte, näher ansah und auf ihrem Boden einen Satz bemerkte, der wie Grünspan aussah. „Da drinnen scheint ja ein Duzend Kraken ertrunken zu sein.“

Dann holte er aus dem Schrank den Rest seines Brotes hervor, das hart wie Stein war.

„Hol's der Teufel!“ Ich kann das Zeug nicht mehr beißen“, und mit diesen Worten warf er das Brot zum Fenster hinaus. Fünf Minuten später verließ er das Haus, um den Whitechapel Weg hinunter nach einem Plätzchen zu gehen, auf dem an einem Zaun das „Daily Chronicle“ angeschlagen zu sein pflegte.

Um diesen Anschlag standen eine Masse von Menschen dicht gedrängt und einander stoßend, auf die Schultern Kletternd und durch die Beine durchnetzend, suchten sie die Anzeigen zu lesen. Und in diesem Gewirr herrschte die tiefste Stille, die nur dann unterbrochen wurde, wenn jemand ein Wort oder einen ganzen Satz in hellen Lauten vor sich her buchstabierte, die von denen, die er auf der Schule gelernt hatte, freilich ganz verschieden waren. Es dauerte fast zehn Minuten, bevor Jos den Anschlag lesen konnte, denn nur langsam konnte er sich durch die drängende Menge Bahn machen, wobei es von allen Seiten Püffe und Stöße setzte. Warum war er denn überhaupt hierher gekommen?

Er hätte doch schon wissen können, daß das Hierherkommen ganz zwecklos war.

Das sagte er sich auch, als er die Anzeigen überflog und keine einzige fand, durch die Leute seines Handwerks gesucht wurden, dagegen boten sich vielfach Zimmerleute, Bau- und Möbeltischler an, jede Arbeit zu irgend einem Preise zu übernehmen. Mit traurigem Lächeln erinnerte er sich der Anzeige, die er selbst hatte einsetzen lassen, als er noch Geld zum Wegwerfen hatte, zu jener Zeit, als er erst vom Lande nach London gekommen war.

„Zimmermann, gewissenhaft, fleißig und nüchtern, mit vorzüglichen Zeugnissen und Werkzeugen gut ausgestattet, sucht Stellung.“

Natürlich hatte er darauf ebenso wenig eine Antwort erhalten wie auf verschiedene Briefe, die er auf Anzeigen hin abgeben hatte.

Ja, doch; einmal hatte er eine Antwort bekommen; sie lautete: „Die Herren Gilby und Smith benachrichtigen zu ihrem Bedauern Mr. Joseph Coney, daß sie für seine Dienste keine Verwendung haben.“

Als er vom Anschlag weg ging, lüchtete sich auch dort die Menge. Verschiedene gingen nach Hause, andere lungerten umher oder legten sich auf die Promenadenbänke, wenn sie es nicht vorzogen, sich auf dem Rasen der Parkanlagen herumzuwälzen. Einige gingen auch in die Kneipen, um dort ihren letzten Pfennig auszugeben und bei einem Gläschen über etwas, was sie beginnen könnten, nachzudenken.

So rasch er nur gehen konnte, eilte Jos nach einem großen Bau, den eine Gesellschaft aufführen ließ, um den Armen dadurch, daß sie dichter gedrängt zusammen wohnten, zu einem billigeren Preise Wohnungen zu beschaffen, als sie sie in den gewöhnlichen Mietskasernen erhalten konnten.

„Solch windige Arbeit“, sagten die Arbeiter mit verächtlichem Lächeln, denn sie konnten beobachten, wie rasch die Wände aus der Erde schossen, wie gleichsam durch Zauber Gewalt Fenster entstanden und wie die billigsten Erfindungen angewandt wurden, um diese Handwerker-Wohnungen einzurichten.

Es war erst 5½ Uhr, und doch stand schon um den „windigen“ Bau eine Menge anständiger Leute, Körbe voll Arbeitsgerät bei sich tragend und einen Blick zeigend, der sagen wollte: „Seht, ich versteh' mein Geschäft“. Ein paar von ihnen wählten Jos freundlich zu, während andere ihm einen finsternen Blick zuwarfen. Ihre Unterhaltung drehte sich ausschließlich um die Arbeit. Ob der Mann im „Baumeister“ wohl gelesen haben mochte, daß dort und dort eine Tribüne

aufgestellt werden sollte? Ob jener gehört hatte, daß eine neue Brücke fertig zu stellen war? Wer waren die Unternehmer für die Arbeiten zu den Jubiläums-Festlichkeiten? Wer vergab die Arbeiten an der Westminster-Abtei?

Als der Werkführer erschien, machten die Leute bereitwilligst Platz, um ihn in das „windige“ Gebäude eintreten zu lassen. Ein verdrießliches Schweigen überfiel jetzt die Menge, denn vom Werkführer hing es ab, wer von ihnen des Abends ein wenig Geld mit nach Hause bringen würde.

Langsam trat der Werkführer aus dem Bau. Er rief ein halb Duzend Leute zu sich heran und sagte, daß er für die übrigen keine Beschäftigung habe. Zwei hundert Leute standen da, und von ihnen wurden nur sechs gebraucht, sechs geschickte Arbeiter, die noch vor ein paar Jahren das Doppelte von dem verdient hatten, was sie auf dem „windigen“ Bau verdienen konnten.

Jos mußte nur zu gut, daß er hier keine Aussicht hatte. Wie der Dodarbeiter gesagt hatte, war er doch bloß ein Dorf-Handwerker. Er konnte weder ein Dach zur Zufriedenheit eines Londoner Werkführers aufrichten, noch eine Treppe so bauen, wie es hier gewünscht wurde; aber er kam doch immer wieder hierher, weil er nichts, was ihm irgendwelche Aussicht auf Arbeit bieten konnte, verabsäumen wollte. Etwas mußte er doch thun.

Als er von hier wieder wegging, erinnerte er sich, daß ein Zimmermann, namens Reeson, dicht in der Nähe wohnte. Reeson hatte eines Tages ein paar freundliche Worte zu ihm gesprochen, als er mit mehreren Hundert anderen Bewerbern eine Stelle, die als zu besetzen angezeigt war, zu erringen trachtete. Er dachte, dieser Mann könne ihm über die Aussichten, die ein Dorf-Handwerker in London hätte, wohl die beste Auskunft geben.

Er begab sich also nach einem ungeheuer großen, unfreundlich aussehenden Häuserblock, der mit solch hohen Gebäuden besetzt war, daß in der engen Straße die Dächer gar nicht zu sehen waren. Durch mehrere Eisengitter trat Jos in einen mit Asphalt belegten Hof. „Was ist da gegenüber für ein großes Gebäude?“ fragte er einen kleinen Jungen, der sich in einem Kübel wusch und dann sein Gesicht mit einem schmutzigen Taschentuch trocknete.

„Na, das ist ja die Münze“, sagte der Bursche grinsend. Was kann es denn sonst sein?“

„Also hier arbeitet William Ford“, dachte Jos bei sich. Und ein Gefühl der Eifersucht durchzuckte ihn, denn wenn er auch den Klassenleiter noch nie gesehen hatte, so hatte Polly doch stets den gottesfürchtigen jungen Mann gerühmt als jemanden, der seine regelmäßige Beschäftigung habe, und Mrs. Elwin hatte in Jos' Gegenwart von Pollys geistigem Verfall mit größter Achtung gesprochen, und schon deswegen, weil sie überzeugt war, daß jemand, der so viel mit Geld zu thun habe, auch selbst welches in der Tasche haben müsse.

„Es ist wohl noch zu früh, um Reeson zu besuchen“, dachte Jos.

Es fiel ihm aber ein, daß Reeson zu ihm gesagt hatte: „Wenn Sie mich treffen wollen, müssen Sie entweder sehr früh oder sehr spät kommen“, und so stieg er denn eine enge, dunkle Treppe hinauf, die an eine grüne Thür führte, an die er klopfte.

Eine große hagere Frau öffnete. Ihr Gesicht zeigte den Ausdruck jenes unsäglichen Leidens, den nur jahrelang erduldetes Elend und beständig getäuschte Hoffnung hervorrufen kann. Man merkte es der Frau an, daß sie von der Welt nichts mehr hoffte, sie gehörte zu den Unglücklichen, die nicht mehr weinen können, denn die Natur hat nicht so viel Thränen, als Elend und Unglück verlangen. Die arme Frau hatte den Vorrat von Thränen, mit dem sie die Natur ausgestattet hatte, vollständig verbraucht.

„Ist Mr. Reeson zu Hause?“ fragte Jos und warf dabei einen Blick in das Zimmer, in dessen einer Ecke ein Bündel Lumpen lag und an dessen Fenster ein dreibeiniger Stuhl stand.

„Nein. Er ist schon weggegangen“, antwortete die Frau.

„Wo ist er hingegangen?“

„Arbeit suchen.“

„Hat er denn bis jetzt nicht Arbeit gehabt?“

„Er kann keine gehabt haben, sonst würde er wohl etwas

mit nach Hause gebracht haben," versetzte die Frau. "Ich leg' ihm keine Fragen vor; es ärgert ihn das nur. Als wir uns verheirateten, hatte er ein so gutmütiges Temperament, und jetzt ist er so zänktisch geworden. Wollen Sie nicht näher treten. Was darf ich ihm von Ihnen bestellen?"

Jos trat in das Zimmer, an dessen Wand zwei mit feltfamen Figuren bedruckte Plakate hingen, die ihm auffielen. „Das hier," sagte die Frau und zeigte dabei auf das oberhalb des leeren Kamins hängende Bild. „Das ist der „Alte Orden der Druiden" und das andere der „Erhabene Orden der Buffalos"."

„Was sagen sie?" fragte Jos und sah sie scharf an.

„Der „Alte Orden der Druiden" hat unsere sechs Kinder beerdigt," sagte die Frau in feierlichem Tone, „und er wird auch mich begraben, wenn ich einst sterbe. Der „Erhabene Orden der Buffalos" wird meinen Gatten beerdigen und ihm jede Woche ein Pfund zahlen, wenn er so krank sein wird, daß der Doktor sagt, daß er sterben muß."

„Sie haben sechs Kinder begraben?" fragte Jos und ließ dabei seinen Blick von der Frau auf das Plakat oberhalb des Kamins gleiten.

„Ja, und es waren schöne Begräbnisse. Das letzte hatte einen Sarg, der so schön war, daß man die Königin hätte hinein legen können."

(Fortsetzung folgt.)

Die Königliche Bibliothek in Berlin.

Seit längerer Zeit interessiert man sich in Berlin lebhaft für die Frage der Verlegung und des Neubaus der „Königlichen", d. i. der hiesigen Staatsbibliothek. Es war die Rede davon, sie nach Charlottenburg auf einen entsprechend freien Platz zu verlegen; dagegen erhoben sich zahlreiche öffentliche Proteste, und sie scheinen die noch ausstehende Entscheidung im Sinne eines Verbleibens der Bibliothek im Berliner Centrum zu beeinflussen. Auffallend ist dabei, daß unseres Wissens diese Gelegenheit von keiner Seite her benutzt worden ist, um Uebelstände der Bibliothek zu kritisieren und Reformen anzuregen. Im privaten Verkehr der Beteiligten sind freilich die Klagen recht üppig, wenigleich gegenüber den Mängeln der Bibliothek lange nicht erschöpfend, zumal das Publikum in der Regel nicht weiß, was es von einer Bibliothek verlangen darf, und namentlich nur selten über eine vergleichende Kenntnis anderer Bücheransammlungen verfügt. Deswegen dringt auch kaum jemals etwas von diesen Klagen in die Öffentlichkeit. Dies hindert noch zwei weitere Umstände. Erstens kann in dieser Weise vor der Öffentlichkeit nur sprechen, wer das betreffende Institut eingehend benutzt; und ein solcher Benutzer wird sich allermeistens sehr hüten, durch eine öffentliche Kritik sich nachteiligen Gefahren auszusetzen. Zweitens ist unsere Bibliothek einerseits infolge des Quantums und Wertes ihrer Schätze und andererseits infolge der noch größeren Mängel mancher fremder Bibliotheken so weithin und in diesem Sinne mit solchem Recht berühmt, daß dieser Ruhm das Unrühmliche leicht verdeckt. Selbst in ihrer Einrichtung besitzt sie einige Glanzpunkte, die den oberflächlichen Beurteiler so gefangen nehmen, daß er die Nachteile eben nicht sieht.

Wenn wir nun eine Kritik ihrer Zustände versuchen, so sind unsere Ausgangspunkte dafür folgende: Wir fragen nicht nach dem, was irgend welche willkürlichen Wünsche über die gegebenen Möglichkeiten hinaus beanspruchen könnten, sondern fragen vielmehr: Leistet die Bibliothek im Verhältnis zu ihrer den Mitteln wohl aller sonstigen Büchereien des Deutschen Reiches überlegenen Ausstattung und im Verhältnis zu den Ansprüchen einer Stadt wie Berlin das, was sie diesbezüglich leisten könnte? Wir denken ferner zunächst an Verbesserungen noch im alten Haus, dann aber an die Dringlichkeit, bei einem Neubau gleich von vornherein auf unsere Forderungen so Rücksicht zu nehmen, daß nicht etwa hinterher, nach Vollendung des Baues, die „architektonischen Ausreden" jede weitere Klage ab schneiden werden.

Wer die Bibliothek das erste Mal benutzt, wird leicht der Bewunderung voll sein. Der allgemeine, ziemlich geräumige Lesesaal ist wochentäglich 12 Stunden lang geöffnet, abends elektrisch beleuchtet und mit einer umfangreichen Handbibliothek versehen, die jedem Besucher unbeschränkt an jedem Platz zur Verfügung steht. Das ist jedenfalls rühmlich, zumal wenn man es mit Instituten wie etwa der Wiener Hofbibliothek oder einer durchschnittlichen Provinzbibliothek vergleicht. Man vergesse aber nicht: erstens daß manche andere Anstalt sich das eben nicht leisten kann, was jener möglich ist; zweitens daß für eine Stadt wie Berlin mehr geleistet werden muß als etwa für Wolfenbüttel oder selbst für München; und endlich drittens, daß alle solchen „Vorzüge" nicht mehr als die Pflicht und Schuldbigkeit einer erstrangigen Bibliothek sind, die nicht aus Mittellosigkeit daran verhindert ist. Einige kleine Uebelstände des Saales und seiner Handbücherei, wie sie selbst im Vergleich mit dem Lesesaal unserer, leider schlecht gestellten aber an-

scheinend gut verwalteten Universitäts-Bibliothek und nun erst im Vergleich mit dem Lesesaal des großartigen „Britischen Museums" in London zu Tage treten, seien nur nebenbei bemerkt: Ungeschicklichkeiten in der Zusammenstellung der Handbibliothek, Kleinlichkeiten wie das Fehlen genügenden Schreibzeuges und die Erforderung einer Bezahlung für die Bestellscheine, Nachlässigkeiten im Herausgeben des Bestellten, und dergleichen mehr.

Ein Hauptübel ist nun, daß der Glanz der ganztägigen Zugänglichkeit und des elektrischen Lichtes sofort verblaßt, wenn man sich vom Lesesaal zu den intimeren Räumen wendet. Es sind dies: der Katalogsaal, das Ausleihezimmer und die vier Abteilungen für Journale, Kartenwerke, Musik und Handschriften. Alle diese Räume sind nicht 12, sondern nur 6 Stunden lang — von 9 bis 3 Uhr — geöffnet; sie sind nicht künstlich beleuchtbar und bilden größtenteils durch ihre Enge und ihr tief gedämpftes Tageslicht etwas wie eine kulturhistorische Wertwürdigkeit. Immerhin scheinen die sechs Stunden ihrer täglichen Zugänglichkeit eine ganz respektable Administrationsleistung zu sein, namentlich im Vergleich mit Bibliotheken wie etwa der Münchener, die darin noch weniger bieten. Allein man bedenke, ganz abgesehen von dem, was wir schon vorhin über den Unwert solcher Vergleiche gesagt, folgendes. Von 9 bis 3 Uhr sind die meisten, auch die bibliothekbenutzenden Menschen an ihre gewöhnliche Tagesarbeit gebunden, mögen sie nun ihrer Berufsarbeit daheim oder anderswo nachgehen; und wenn der Hausarbeiter (um kurz so den daheim Beschäftigten zu nennen) in weiterer Entfernung wohnt, wie es ja bei der jetzigen Entwicklung der Städte immer häufiger der Fall ist, so wird ihm durch eine Fahrt zur Bibliothek in jenen Stunden „der Tag zerrissen".

Kam zu den einzelnen Räumen! Katalogsaal und Ausleihezimmer haben den weiteren Fehler einer Engherzigkeit vom Lesesaal, die ihre Benutzung im Rahmen der Lesesaal-Arbeit so gut wie unmöglich macht. In London nimmt der Katalog die Mitte des Lesesaales ein, in München steht er wenigstens im Zimmer nebenan. Daß der Berliner Katalog sich in einem nicht eben glänzenden Zustand befindet, sei ebenfalls nur nebenbei erwähnt. Ferner ist zu verlan gen, daß man sich im Lesesaal vor den dorthin bestellten Büchern entscheiden könne, sie sofort nach Hause zu nehmen. Leider ist man auf unserer Bibliothek gezwungen, sich gleich von vornherein zu entscheiden, ob man ein Buch für den Lesesaal oder für's Ausleihen haben will, welche Vorentscheidung keineswegs immer thöricht ist. Erst wenn ich das Werk, insbesondere die eben vorhandenen Bände eines mehrbändigen Werkes, vor Augen habe, kann ich meistens erkennen, ob ich besser thue, es dort oder daheim zu benutzen. Entdede ich während meiner Lesesaal-Arbeit, daß ich eines der Bücher nach Hause brauche, so kann ich, den äußersten Fall einer ganz besonderen Gefälligkeit seitens der Verwaltung ausgenommen, nichts thun, als das Buch zurückgeben und es für das Ausleihezimmer neu bestellen, riskiere aber dabei erfahrungsgemäß, daß das Buch als ausgeliehen bezeichnet wird, weil es während dieser Zeit erst den Rückweg an seine Aufbewahrungsstelle machte.

Die Ausleiher selber krankt ferner noch an folgenden zwei Uebeln. Erstens scheint ein großer Teil der Bücher, und zwar natürlich gerade der wichtigeren, fast fortwährend in „festen Händen" zu sein; das Reklamationsbuch müht da wenig, wie leicht aus einzelnen Fällen zu erweisen wäre. Wohl jeder Besucher der Bibliothek, vor dem man unser Thema berührt, dürfte diesen Uebelstand, daß man beinahe „nichts bekommt", in erster Reihe und als den gewichtigsten beklagen. Jedenfalls ist er der allgemein fühlbarste, und in der That muß man darauf rechnen, daß Neuerwerbungen von ausgedehntem Interesse reich unzugänglich werden, und daß der Bibliotheksverwaltung das Bestellen von Duplikaten (ein Ausleiher, ein Lesesaal-Exemplar) bei solchen Gelegenheiten nicht so bald einfallt. Diskutierbar, doch gegenüber deutschen Gepflogenheiten und Verhältnissen nicht aussichts voll, wäre ein gänzliches Abschaffen des Ausleihens, ja sogar ein Bewillensappell an den deutschen Bildungsfreund, einer öffentlichen Bibliothek nicht einen Ertrag der Privatbibliothek zuzumuten; wie die Dinge aber nun einmal liegen, darf hintwider nicht jene ihren Benutzern das zumuten, was vorläufig Sache einer öffentlichen Bibliothek ist. Reformen des Bibliothekwesens in Deutschland oder wenigstens in der betreffenden Stadt sind ein dringliches Thema; allein weder darf und will unsere Kritik vor gegenwärtigen Uebelständen deswegen zurückweichen, weil es „eigentlich" ganz anders sein sollte" (und wir mühten ja von vornherein von idealen Möglichkeiten absehen), noch auch darf eine Bibliothek selber sich nach solchen Maßstäben einrichten. Ihr kommt es zu, dem Publikum seine Bedürfnisse abzulauschen, so lange noch öffentliche Einrichtungen des Publikums halber und nicht umgekehrt da sind; ergeben sich hier Widersprüche, die im bestehenden Rahmen unlösbar sind, so müßte die Bibliotheksverwaltung selber, als die sicherste Kennerin, die nötigen Reformen anregen.

Zweitens — und hier gilt das eben Gesagte wiederum: zweitens besteht in der Ausleiher wie überhaupt in unserer ganzen Bibliothek und leider wahrscheinlich in fast jeder staatlichen Bücherei eine verfehlt Handhabung des dem Sinne nach richtigen Grundsatzes, daß eine solche Bibliothek nur für wissenschaftliche Arbeit zu benutzen sei. § 16 der Benutzungs-Ordnung lautet: „Unterhaltungsschriften, Musikalien und zur Mitteilung ungeeignete Bücher werden nur verabsolgt, wenn ein wissenschaftlicher Zweck der Benutzung nachgewiesen ist." Das klingt wunderbar weisevoll, ist aber schon deswegen ver-

fehlt, weil z. B. neuere Romane verweigert, ältere verabsolgt werden. Wo ist da die Grenze, und wie ist sie zu rechtfertigen? Wo ist und wonach bestimmt sich sonst die Grenze zwischen wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Benutzungszwecken? Und ist es nicht eine mindestens taktlose Zumutung an Personen, die vielleicht schon seit Jahren mitten in der wissenschaftlichen Arbeit stehen, sie sollen nachweisen, daß sie einen Roman von Fontane, ein Drama von Hauptmann, einen Klavierauszug von Wagner nicht zur Unterhaltung (gleich Kunstgenuß?), sondern wissenschaftlich benutzen? Der einzige Ausweg wäre, solche Einschränkungen gänzlich fahren zu lassen — was freilich wieder zu anderweitigen Erörterungen über Bibliothekswesen führen würde. Auch die Rückgabe der Bücher ist an Formen gebunden, die Ungerechtigkeiten im Gefolge haben.

Gener Grundgedanke der angehenden „Wissenschaftlichkeit“ durchzieht nun auch die übrige Bibliotheksverwaltung und zwar wiederum mit dem Fehler, daß dadurch eine unmögliche Abgrenzung bedingt wird, und daß sich dabei krasse Widersprüche ergeben. Insbesondere kommt es darauf hinaus, daß gewisse Werke erst dann „wissenschaftlich“ werden, wann sie veralten. Während Meyers Konversationslexikon jetzt zur 5. Auflage vorgeritten ist, genießen die Benutzer der Handbibliothek die Gnade, sich mit der 3. Auflage behelfen zu dürfen. Im Journal-faal werden Zeitungen lediglich erst als eingebundene Bände hergegeben, also durchschnittlich in einer Veraltung von mehreren Monaten. Man vergißt ganz, daß wissenschaftliches Arbeiten vom nichtwissenschaftlichen Arbeiten zwar wesentlich, jedoch nur mit fließenden Grenzen, zu unterscheiden ist, und daß man in ihm von vornherein nie wissen kann, welche ganz aktuellen Erscheinungen des praktischen Lebens — selbst eine neue Auflage des Baedeker und ähnlicher Werke, mit denen es auf der Berliner Bibliothek ebenfalls recht schlimm bestellt ist — im nächsten Augenblick wissenschaftlichen Hilfswert erreichen. Die derbste Anwendung der „wissenschaftlichen“ Ausrede, die Ausschließung der allermeisten pädagogischen Litteratur, ist leider so gut wie allen großen Bibliotheken gemeinsam.

Soll man es ferner glauben, daß die schätzerreiche Musikabteilung in Berlin keinen dem Benutzer zugänglichen Katalog besitzt? Alle Achtung vor der Bereitwilligkeit, mit der ihr Leiter seine großen Sachkenntnisse dem nach Litteratur fragenden Publikum zur Verfügung stellt; aber das genügt eben nicht. Wie prächtig ist doch auf der weit schlechter gestellten Münchener Bibliothek der Musik-Katalog und auf unserer eigenen Bibliothek der Katalog der Kartenabteilung gehalten!

Und nun noch ein Zurückbleiben hinter der, überhaupt in den meisten Punkten (mit einer großen, jedem dortigen Kenner bekannten Ausnahme) besser gehaltenen Münchenerin, das allerdings leider in den meisten Bibliotheken wiederkehrt: das Fehlen eines „Novitätentisches“. Wer wissenschaftlich auf dem Laufenden bleiben will, muß auch die neu erscheinenden Bücher sofort zu sehen bekommen. Diese, soweit sie in die Bibliothek gelangen, jeweils etwa eine Woche lang zur Ansicht auflegen zu lassen, kostet nichts als einen mäßigen Raum und den Willen zu diesem Entgegenkommen. Man könnte mit recht sogar drei Novitätentische verlangen: erstens einen für die der Verwaltung vorliegenden aber noch nicht angekauften, zweitens einen für die soeben angekauften Werke (mit Papiermessern zum beliebigen Aufschneiden) und drittens einen für die eben eingebundenen Werke. Hoffentlich wird der Umstand, daß das Britische Museum ebenfalls keinen Novitätentisch führt und nicht einmal die noch ungebundenen Zeitschriften auslegt, nicht vorbildlich wirken.

Daß es schließlich mit dem vielgerühmten Reichtum unserer Bibliothek auch nicht weit her ist, wissen ihre meisten Benutzer. In der neueren Litteratur klaffen recht gefährliche Lücken. „Wer in Berlin eine Dissertation schreiben will, muß nach Göttingen gehen.“

Aus der Fülle der kleineren Beschwerden sei nur noch erwähnt, daß im Journalzimmer manche Zeitschriften und viele Nummern erst aus der Hand des mehr oder minder gütigen (weil mehr oder minder überlasteten) Beamten empfangen werden können, und daß an Stelle der dort üblichen Lagerung der Nummern in den Mappen — von oben nach unten — die zweckmäßigere eingeführt werden sollte, bei der die neuen Nummern oben, nicht unten anzufügen sind.

Von unseren Forderungen können die meisten sofort und ohne beträchtliche Umstände durchgeführt werden; für die übrigen ist beim Neubau zu sorgen. —

Kleines Heuilleton.

u. Ist den Rauchern das Nikotin schädlich? So verbreitet das Tabakrauchen auch heute ist, so kann doch nicht in Abrede gestellt werden, daß dadurch gewisse Krankheiten hervorgerufen oder wenigstens leichter erworben werden, als es bei dem Nichtraucher der Fall ist; dahin gehören namentlich Venenverengung im Kopfe und Magenleiden, aber auch gewisse Erkrankungen der Augen sind lediglich dem Tabakrauchen zuzuschreiben und verschwinden sofort, wenn man das Rauchen aufgibt. Nun pflegt man alle diese schädlichen Wirkungen des Tabaks dem Nikotin zuzuschreiben; allerdings ist ja dieser Stoff ein der furchtbarsten Gifte, und man braucht nur eine ganz geringe Menge davon einem Tier einzuspritzen, um dasselbe sofort zu töten, aber daß der Raucher dem Organismus Nikotin zuführt, ist schon darum nicht anzunehmen, weil bei dem gewohnheitsmäßigen Raucher die Menge Nikotin, die er zu sich nimmt, bald so bedeutend wäre, daß die Wirkungen viel schlimmer sein müßten, als sie thatächlich sind. In der That ist auch das Nikotin ein so leicht zersetzlicher Körper, daß

die in der Cigarre oder in der Tabakspfeife vorhandene Hitze das Nikotin schon in Stellen des Tabaks vernichtet, die von der eigentlichen Brandstelle noch etwa einen Centimeter entfernt sind, so daß keine Rede davon sein kann, daß mit dem Rauch noch Nikotin aufgezogen wird. Höchstens könnte eine ganz geringe Menge Nikotin an der Stelle der Cigarre, wo diese zwischen den Lippen gehalten wird, zur Lösung gebracht und verschluckt werden; aber diese Menge ist um so geringer, als ja stets dieselbe Stelle der Cigarre an die Lippen gebracht wird und eine Stelle der Cigarre ja nur eine recht kleine Menge Nikotin entfällt. Das schädliche Princip des Tabakrauchens ist vielmehr in etwas ganz anderem zu suchen. Da nämlich die durch die Cigarre gefogene atmosphärische Luft mit glühenden Kohleteilchen vielfach in Verbindung kommt, bildet sich leicht Kohlenoxyd, bekanntlich ebenfalls ein außerordentlich gefährliches Gift, oder seine ebenso giftige Verbindung mit dem in der Luft ja stets vorkommenden Wasser, das Wassergas. Da in der so gemüthlichen langen Pfeife die Luft am längsten Gelegenheit hat, mit den glühenden Kohleteilchen zusammen zu kommen, bildet sich hier auch am leichtesten und häufigsten das giftige Gas, und es ist ja bekannt, daß viele Raucher ohne Schaden zu nehmen Cigarren rauchen können, während die Pfeife ihnen sofort Kopf- und Magenbeschwerden verursacht. Wenn man also sagen will, daß beim Tabak ein Wettbewerb zwischen Nikotin und Kohlenoxyd besteht, um den Raucher Schaden zu bringen, so muß man den überwiegenden Teil der Schädlichkeit dem Kohlenoxyd beimessen. —

Musik.

Während die Sommeroper im Theater des Westens noch mit der Ausbeutung eines Jugstüdes weitermacht, hat die andere am Schiller-Theater, inmitten eines abwechselungsreichen Repertoires, letzten Mittwoch ihren Abschied genommen. Es gab O. Nicolais komisch-phantastische Oper „Die lustigen Weiber von Windsor“, eines der so wenigen musikalischen Lustspiele, die wir in der deutschen Litteratur haben. Die Aufführung bereitete eine rechte Freude. Vielleicht am reichstenwertesten war Hedwig Ohm in der kleineren Rolle der Anna: Richtigkeit des Gesanges und Glanz der Stimme finden sich nicht häufig so vereint; nur sollte die junge Dame noch für die Ausbildung ihres Spieles und ihrer Sprechstimme sorgen. Die beiden lustigen Weiber waren in den Händen zweier Künstlerinnen wie Geny Vorchers und Frieda Hawliczek, über deren Können wir wohl nichts Neues mehr zu sagen haben, sehr gut aufgehoben. Den Falstaff gab Adolf Carlhof mit einer tüchtigen Gesangsleistung und mit einer doch etwas gar gezwungenen Darstellung. Von den übrigen seien etwa die Herren Josef Fanta (Herr Pluth) und Theo Raven (Dr. Cajus) hervorgehoben. Das Zusammenspiel war auch diesmal wiederum gelungen, stellenweise hinreichend, und Herr Kapellmeister Julius Prüwer mit Sicherheit auf seinem Posten.

Wenden wir zurück auf die privaten Genüsse des Sommers und vorwärts auf die officiellen Genüsse der kommenden Saison, so dürfen wir diesen Sommer-Opern und speciell der bereits auf älterem Boden gebauten Morwiz-Oper unsere lebhafteste Anerkennung nachrufen. Sie können sich in ein Konkurriren mit einer ersten oder sogenannten ersten Oper jedenfalls nicht in quantitativer Beziehung einlassen: d. h. sie arbeiten mit geringerer Ausstattung (besonders ohne Ballett), mit kleinerem Orchester usw. und sind noch mehr, als es anderswo nötig wäre, zu Kürzungen gedrängt. Sie verfügen auch nicht über die „großen Tiere“, die sich auf den Heldenplätzen und Kapellmeisterstegen auch einer sonst künstlerisch nicht idealen Hofoper immer wieder finden. Im übrigen aber müßte ich nicht, was zur erfolgreichen Rivalität fehlte, und in manchem möchte ich, nicht nur nach dem relativen Maßstab der unglücklicheren Verhältnisse einer zusammengeholten Sommerbühne, sondern auch schlechweg den Unköniglichen den Vorzug geben. Vor allem: das Publikum ward nicht gefoppt und bekam doch eine Fülle von Abwechslung. Da kann man die Aussicht auf die bevorstehenden „Unglücksfälle“ schon noch einige Zeit lang auf sich nehmen. —

sz.

Physiologisches.

c. Zur Physiologie der Luftschiffahrt veröffentlicht O. Langendorf in dem neuen Heft der „Deutschen Revue“ einen Aufsatz, in dem er zugleich die sehr ähnlichen physiologischen Verhältnisse beim Alpenport behandelt. Die systematische Erforschung der Lebensvorgänge in großen Höhen ist besonders durch die Untersuchungen des französischen Forschers Paul Bert in der „pneumatischen Kammer“ angeregt worden, in der Menschen und Tiere sich aufhalten können, und in der mit Hilfe der Luftpumpe der Luftdruck auf beliebige Werte herabgesetzt werden kann. Andere Physiologen haben Luftballonfahrten und besonders Bergbesteigungen zu physiologischen Untersuchungen unternommen; namentlich haben im Gebiete des Monte Rosa auf dem nördlichen Abhang Professor Jung und seine Schüler und auf der italienischen Seite Professor Mosso aus Turin eingehende Beobachtungen angestellt. Die Erscheinungen, die beim Aufstieg im Luftballon eintreten, sind von Luftschiffern schon oft beschrieben worden. Der englische Meteorologe James Glaisher, der von 1861—66 mit Coxwell zusammen 30 Fahrten ausgeführt hat, erzählt von einer derselben, die ihn wahrscheinlich in eine Höhe von 10 000 Meter — die höchste bisher erreichte — geführt hat und ihm fast das Leben gekostet hätte, folgendes: Der Aufstieg ging ungemein schnell vor sich, in $\frac{3}{4}$ Stunden

sahen die Luftschiffer von einer Höhe herab, die der des höchsten Gipfels im Himalaja gleichkommt. Bis zu diesem Punkte konnte ich noch ohne Schwierigkeit die Instrumente beobachten, kurz darauf stieg ich mich auf den Instrumententisch, da mein rechter Arm, vollständig tot, jeden Dienst versagte; dann geschah das Gleiche mit meinem linken Arm, mein Kopf sank auf die linke Schulter, ich versuchte meinen Körper aufzurichten, indessen war es mir nicht mehr möglich, meine Glieder waren wie abgestorben. Ich sah Cogwell noch im Ninge sitzen, ich versuchte ihn anzureden, indessen versagte mir auch die Zunge den Dienst. Pögllich wurde es schwarz um mich, mein Sehvermögen funktionierte nicht mehr, doch hatte ich noch volles Bewußtsein. Ich dachte an den Tod, die Gedanken rasten wild durch mein Gehirn, dann verlor ich die Besinnung.“ Cogwell gelang es bald darauf, die Ventilleine zu ziehen und den Ballon zum Sinken zu bringen. Glattler erwiderte und war bald wieder im Stande, seine Beobachtungen fortzusetzen. Von deutschen Luftschiffen gelangten am höchsten Hauptmann Groß und Dr. Versow. Der letztere stellt als Ergebnis von 50 Fahrten, von denen ihn zehn über 6000, drei über 8000 und eine über 9000 Meter emporführten, fest, daß das Unwohlsein unter 3000 Meter eine große Ausnahme ist; zwischen 3000 und 4000 Meter beginnen empfindliche Personen zu leiden. Zwischen 4000—5000 Meter war das anormale Gefühl ein dauerndes, über 5000 Meter empfindet man ein Suchen nach Atmung, Druck in den Schläfen und Herzklopfen, besonders beim Arbeiten; bei Bewegungslosigkeit fühlt man sich noch relativ wohl. Bei 8000 Meter ist auch dies nicht mehr der Fall. In großen Höhen stellt sich Schläfrigkeit und vor allem Nachlassen der Energie ein. Versow war aber bei einer Höhe von 9150 Meter noch bei vollem Bewußtsein und zur Anstellung wissenschaftlicher Beobachtungen fähig. Beim Alpenport sind die Erscheinungen der bestimmten Vergiftung ganz analog; namentlich findet sich auch bei dieser die gefährliche Energielosigkeit. Die physiologische Erklärung ist darin zu suchen, daß die Zufuhr von Sauerstoff, die für die Verrichtungen des Organismus notwendig ist wie die Luftzufuhr für einen brennenden Ofen, in großen Höhen nicht mehr genügen kann. Die Luftschiffer nehmen daher auch regelmäßig einen Vorrat von reinem Sauerstoff mit und atmen daraus, wenn sie anfangen, sich umbehaglich zu fühlen; die Beschwerden werden durch diese künstliche Zufuhr von Sauerstoff sofort gemildert, die Leistungsfähigkeit erhöht und so der Aufenthalt in den höchsten Luftschichten allein möglich gemacht. Freilich erklärt der Mangel an Sauerstoff nicht alle Erscheinungen. Mosso will die Hauptschuld an der Vergiftung einer Verarmung des Organismus an Kohlenäure zuschieben; andere haben auf den Einfluß der Kälte, auf die Blendung durch den Schnee und die gesteigerte Lichtzufuhr überhaupt hingewiesen. Dazu kommt der rein mechanische Einfluß der Druckerdrückung, der die Energie der Blutbewegung trotz der gesteigerten Herzthätigkeit verringert und Erscheinungen der Stauung hervorruft, die sich im Blauwerden der Lippen, im Nasenbluten äußern. Wie die Vergiftung im besonderen durch die Ernährung sehr wesentlich kompliziert wird, so bringt die Luftschiffahrt eine besondere Gefahr mit sich dadurch, daß sich ein schneller Uebergang aus höherem atmosphärischen Druck in viel geringeren vollzieht. Dieser kann durch plötzliche Gasentwidelung aus dem Blute und Verstopfung der kleinsten Blutgefäße durch das frei gewordene Gas zu schweren Krankheitserscheinungen und sogar zu plötzlichen Todesfällen führen. Beim Bergsport kommt dies weniger in Betracht, da der Mensch eine große Anpassungsfähigkeit besitzt, die es dem Einzelnen und noch mehr ganzen Völkern, bei denen sich die Anpassung vererbt, möglich macht, sich an das Leben in größeren Höhen zu gewöhnen, zu dauerndem Aufenthalt freilich nicht über 5000 Meter.

Aus dem Tierleben.

ss. Die Kletterkunst der Schlangen. Eine fesselnde Schilderung aus dem Leben einer in den Vereinigten Staaten vorkommenden Schlange von der Art *Bascanion constrictor*, in der Landessprache auch Schwarznatter genannt, giebt Präger in dem neuesten Hefte des „American Naturalist“. Gelegentlich eines Aufenthaltes in einem Landhause im Staate Illinois fing Präger eine schöne schwarze Schlange, ein typisches Exemplar der genannten Art von 5 Fuß Länge. In einem heißen Nachmittage wurde den Bewohnern des Hauses die Meldung gebracht, daß sich im Hühnerhause eine Schlange befände; man fand sie dort zwischen Risten und Stroß auf den Eiern liegend. Unmittelbar hinter dem Kopfe war der Hals stark ausgeweitet, rosa und gelb gefärbt und mit schönen Längsreihen schwarzer Flecken gezeichnet. Die Lage der Schlange machte es zweifellos, daß man es mit einem Rekrüder zu thun hatte, der sich von dem Inhalt des Nestes schon etwas zu Gemüte geföhrt hatte. Die Schlange lag vollkommen ruhig, und Präger wollte das verschluckte Ei nicht durch einen ungeschickten Griff zerbrechen, daher packte er sie unten am Körper, aber das Ei zerbrach dennoch, wahrscheinlich infolge der Muskelzusammenziehung, der Inhalt des Eies sloß aus dem Maul der Schlange heraus und der Hals nahm sofort seine normale Dicke wieder an. Die Schlange wurde nun 5 Wochen lang in Gefangenschaft gehalten. Ihre Lieblingsnahrung, Hühnereier, durch deren Wohlgeschmack sie doch in die Gefangenschaft verführt worden war, nahm sie nicht mehr an. Gewöhnlich wurde sie in einer kleinen Riste gehalten, oft aber auch auf dem Rasen frei gelassen. Stets schien sie dann an Flucht zu denken, überlegte aber lange, ohne Furcht zu zeigen. Wenn man

sie berührte, so schnappte sie schnell mit geöffnetem Maule zu, aber die Bißwunde war unbedeutend. Eine wunderbare Kunst zeigte die Schlange im Klettern. Auf dem Rasenplage stand eine schöne Färber-Eiche mit einem Stamm, der vollkommen gerade gewachsen 15 Fuß ohne Ast in die Höhe ragte. Troßdem der Stamm also, außer den Nebengeäßen der Rinde, keinen Halt bot, pflegte die Schlange ihn zu erklettern, wahrscheinlich ebenfalls mit der Absicht, auf diese Weise zu entkommen. Dabei stieg sie stets ganz senkrecht an dem Stamme in die Höhe, ohne sich etwa im Kreise um ihn herum zu schlingen. Nachdem sie den Boden gänzlich verlassen hatte, kam sie nur sehr langsam vorwärts, und Kopf und Hals wandten sich oft nach der Seite, als ob sie den besten Halt erspähen wollte. Die Muskeln zogen sich beim Klettern in auffallende Anschwellungen zusammen und veränderten auf die ganze Länge des Körpers beständig ihr Aussehen; immerhin schien die Arbeit des Aufstieges der Schlange eine große Anstrengung zu kosten. Ein anderes Mal versuchte sie aus ihrem Nisten zu entfliehen und erkletterte dabei eine völlig glatte Steinmauer des Hauses bis zu einer Höhe von etwa 13 Fuß, wobei ihr nur einige kleine Nägel und eine hölzerne Verzierung über einem Thürbogen als Stützpunkte dienen konnten. Unter weniger ungünstigen Verhältnissen ging das Klettern schnell und sehr leicht von statten, z. B. wenn sich die Schlange durch die losen Ranken eines Weinstockes gleiten ließ, der in einem Spalier des Gartenthores in die Höhe gezogen war, sie war dann kaum aus dem Nisten heraus zu winden. Eine einfache Krümmung ihres Körpers über einen Zweig gab der Schlange schon einen ganz festen Halt, wobei sie sich niemals ganz um einen Zweig zu ringeln brauchte. In hohle Baumstämme wußte sie sich derart einzuschmiegen, daß sie nur mit großer Kraftanstrengung und unter Verlegung einzelner Schuppen herausgeholt werden konnte. Auf den Steinboden eines Flures gelegt, schlug sie mit Mumpf und Schwanz in starken Krümmungen nach den Seiten aus, aber sie bewegte sich dabei nur sehr langsam vorwärts, während sie auf einem Rasen schneller fortglitt. Aber erst wenn sie langes Gras oder Laubboden unter sich fühlte, streckte sich die Schlange gerade aus und ging mit jener gleitenden Bewegung vorwärts, die ihresgleichen eigenfämlich ist. —

Humoristisches.

— Der Herr des Hauses, Thomas: „Ist der Großpapa, der Euch immer besucht, der Papa von Deinem Papa oder von Deiner Mama?“

Karl: „Von Mama natürlich! Hast Du denn noch nicht bemerkt, daß er ungeniert seine Pfeife im Salon raucht?“ —

— Abgefertigt. A. (Froy): „Ich besitze X-Millionen!“

B.: „Und ich X-Beene!“ —

(„Jugend.“)

Notizen.

— Das „Residenz-Theater“ wird, wie der „B. W. C.“ erfährt, unter Leitung Direktor Lautenburgs von Mitte Oktober bis Anfang November eine Gastspielreise nach Rußland unternehmen. In Moskau und in Petersburg sollen drei französische Werke und drei deutsche aus dem Repertoire des „Residenz-Theaters“ zur Aufführung gelangen. —

— Kapellmeister Schall tritt demnächst seine Stellung am Berliner Opernhause an, für das er auf die Dauer von zehn Jahren verpflichtet ist. —

— Die Winteraison des „Theaters des Westens“ wird diesmal eine große Anzahl neuer Opern und Operetten bringen, daneben Neuinszenierungen interessanter älterer Opern. Direktor Hofpauer beabsichtigt, u. a. folgende neue oder hier selten gegebene Werke aufzuführen: „Die Perlenfischer“ von Bizet; „Linda von Chamouny“ von Donizetti; „Der König wider Willen“ von Chabrier; „Le comte d'Hofman“ von Offenbach; „Die beiden Schützen“ von Lortzing; „Der Dämon“ von Rubinstein; „Die Wittven“ von Smetana. —

— Die Stadt Mainz begeht am 24. Juni 1900 die Fünf-hundertjahr-Feier der Geburt Johann Gutenbergs. In einem Aufruf, der zur Teilnahme an dieser Feier einladet, wird mitgeteilt, daß „als Ehrendenkmal für den großen Meister vor allem die Gründung eines Gutenberg-Museums in Aussicht genommen ist.“ —

— In der Ausstellung der Münchener „Sezession“ wurden die Delgemälde „Die Brücke“ von D. J. Cameron (London) und „Selbstbildnis“ von Leo Samberger (München) für die Pinakothek vom Staate angekauft. —

— Verdi soll ein Memoirenwerk, in dem er auch seine Stellung zu den musikalischen Streitfragen unserer Zeit darlegen will, dem Abschluß nahe gebracht haben. Erscheinen dürfte es jedoch erst nach seinem Tode. —

— Die Russische Akademie der Wissenschaften in Petersburg hat beschlossen, ein Puskün-Lexikon herauszugeben, das unter der Redaktion des Akademikers A. A. Schachmatow erscheinen wird. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 3. September.